

bringen; sie selbst würde dann Belebungsversuche mit der Verunreinigten anstellen.

Der alte Mann gekochte sofort und gern, das sah man an dem dunkleren Blau, den er seiner Herrin zuwarf. Kaum zwei Minuten später wanden die vier Damen denn auch in einem kleinen Kabinen, in welchem ein bequemem Anstehler das fremde Weib gekostet worden war. Die Hand der Baronin aber war es, die die Türe des jungen, bleichen Geschöpfes sanft und schmeichelnd mit allerlei belebenden Esenzen rieb.

Ihr menschenfreundliches Bemühen wurde alsbald auch mit Erfolg gekrönt. Zwei tiefsinnige Fragen haben sich gerührt zu dem Gesicht der edlen Frau, und der scharfe Mund der Herrin hauchte:

„Wie baule ich Ihnen, Signora, — Sie sind ein Engel!“

Kann aber waren die Worte über die seltsam bläulichen Lippen der Fremden, so durchdrante ein suchbarer Krampf die abgekehrte Gestalt derselben. Gleichzeitig verrieth sich auch Schynpote, welche die Baronin und Votte plötzlich erbleiden machten.

„Matilde,“ flüsterte das alte Fräulein und trat dicht an die barmherzige Samariterin heran, „Matilde, wir haben uns das Unglück in das Haus genommen, — die Frau hat das Fieber!“

„Das ist das böse Fieber!“ wiederholte die Baronin, und ein Zittern durchfiel ihren ganzen Körper.

Aber auch die Centessen hatten begriffen, was die Unglückliche aussprechen machte in Tobensart und Qual. Gitta aber war die Erste, die vollkommen gefaßt, sagte:

„Wir dürfen den Kopf nicht verlieren und müssen vor allen Dingen sofort nach der Stadt zu Doktor Belloni schicken.“

Die Ruhe, die Besonnenheit des jungen Mädchens, welches körperlich zweifellos die Schwächste im Kreise der ihren war, doch geistig zuerst sich selbst wiedergefunden hatte, übte einen wohlthätigen Einfluß auf die Damen.

Sie hatten sich jetzt alle gefaßt, und die Baronin konnte mit vollkommen ruhiger Stimme, ohne nur mit der Wimper zu zucken, den Befehl geben, sofort anzupacken, um Doktor Belloni aus N. zu holen. Anzwischen reichte man der kranken stürzende Esenzen und schnell bereitete Abkochung, kühlte sie in warme Decken und that überhaupt alles, was man thun konnte — und mehr, viel mehr noch unfruchtlich, als sich mit der Angst vor Ansteckung vertrieb, die begrifflicherweise alle erfüllte.

Drei Stunden voller Furcht und Bangen vergingen, — sie waren unter Freunden wie ebensoviele Tage erlittenen, — da endlich trat Belloni bleich und erregt in das Zimmer. Aber er kam nur, um den eingetretenen Todesfall der Patientin zu constatiren und ihre die Armen zuzubereiten.

„Aber, meine Damen!“ sagte der Doktor, als er die Leiche mit einem Tuch bedekt und durch eine fast beselnde Handbewegung die aufgereizten Frauen geneigt hatte, das Gemach zu verlassen.

„Aber, meine Damen!“ wiederholte er dann bebend vor Aufregung. „Wie konnten Sie so ohne weiteres die fremde Person in das Haus nehmen? Doch die Unvorsichtigkeit ist nun einmal begangen, und es heißt jetzt nur: ihren einzuigen

Verfolger entgegenzutreten. Ich will deshalb auch gleich wieder nach der Stadt zurückfahren und die sofortige Abholung der Leiche veranlassen. Aber ich komme wieder, um jegliche Thun mit den Mitteln der ärztlichen Kunst Schutz vor Ansteckung zu verschaffen. Vossen Sie sich inzwischen flacker Feuer bereiten, und halten Sie sich so warm als möglich.“

Er hatte im Plural gesprochen; aber seine großen, grauen Augen blühen nur an dem Gesicht Gittas, und eine so wilde Angst sprach aus seinen Augen, daß das junge Mädchen tief erschreckend die Blide senkte.

„Das Fieber ist im Hause!“ Die alte Anniata hatte es der Dienerschaft erzählt, und ein Entsetzen gleichem bemächtigte sich der einwärtigen Mägde und Knechte. In der großen Küche standen sie zischend nebeneinander. Endlich aber rief die Köchin bifatorisch: „Es ist sich jeder selbst der Mächtige. Die Signora ist gesund, wenn die Krankheit noch mehr Opfer fordert, — was kümmert sie uns? Laßt uns schnell unsere Sachen packen, Kinder, und die Villa verlassen. Mögen die Damen sehen, wie sie ohne uns fertig werden.“

„Ja, ja, — gehen wir!“ klang es im Chor. Alles Mahnen des deutschen Bedienten und des kleinen Kammermädchens, das Gitta mitgebracht, — doch bei ihrer Pflicht anzuharren, es sei ja nicht gesagt, daß das Fieber gerade hier noch mehr Opfer fordern würde, — half nichts. Selbst das energische Einschreiten der Baronin und Vottes vermochte die wild erregten Gemüther nicht zu beruhigen. Die Dienerschaft schritt angeleitet der Gefahr zu offener Rebellion; noch drei Stunden vergangen, hatte Anniata mit allen Mägden und Knechten die Villa verlassen, und die Damen sahen sich nur auf ihren treuen deutlichen Diener und das kleine Kammermädchen angewiesen. Wie angestrichelt sie unter diesem Umstände die Niederlage des Doctors erwarteten, kann man sich wohl denken.

Eudlich wollten zwei Wagen vor die Thür, — das unheimliche Gefühl, in dem man die Tode abholen wollte, und das zierliche Coupé Riccardo Bellonis.

Mit fast mädchenhafter Verhaftigkeit eilte die Baronin dem Arzt entgegen. Ehe Belloni noch das Zimmer betreten, in dem die Damen inzwischen gewartet, wußte er, was sich zgetragen.

„Ich habe es gefaßt,“ sagte er ernst, und deshalb auch meine Anordnungen so getroffen, daß ich Sie vorerst nicht zu verlassen brauche. Nun aber entschuldigen Sie mich für zehn Minuten und warten Sie ruhig hier im Gemach. Ich muß den Leuten dort meine Anweisung geben und auch das Haus von oben bis unten desinficiren.“ Und zu Gitta hinübersehend, der eine summe, bange Frage auf den Lippen schwebte, sagte er mit dem Anflug eines Lächelns, das dem dunklen, unregelmäßigen Gesicht wunderfam stand:

„Ich für meine Person bin vor jeder Ansteckung gefeit und hoffe, daß ich instande sein werde, auch von Ihnen allen die Krankheit fern zu halten.“

Wenige Minuten darauf war der unheimliche, todtte Gast aus dem Hause, und als die Damen vom Fenster aus den Wagen mit der Verstorbene fortfahren sahen, athmeten sie neu erleichtert auf.

Beerdigungen benutzt wird, hat in ihrer Mitte einen fastenartigen Aufbau, auf welchen der Sarg gestellt wird. Hat der antike Gesichts die Einigung vollendet, so wird der Sarg mittels einer Verankerung in den Boden zum Anheben (man hat gelassen und dort auf einen kleinen eisernen Wagen gehoben, der in den Oren durch eine Falltür eingeklappt wird. Im Oren wird der Sarg vom Wagen abgehoben, der Wagen herausgezogen und die Falltür geschlossen. Rinnmehr beginnt der Verbrunnungsprozess, indem die in dem benannten großen Keil durch Brauungsenergie (in jeder Verbrunnung etwa ca. 200 Ctr. Brennholz) in jeder Verbrunnung über den Sarg hinwegstreichen, diesen in ein bläuliches Licht entzünden und nach etwa fünfviertel Stunden die Verbrunnung vollziehen haben, worauf die Hige durch eine besondere Vorrichtung dem Oren entnommen und in eine Beschütte gefammelt wird. Diese Beschütte bildet alsdann den Inhalt der Urne, welche den Angehörigen ausgetheilt wird, oder in dem neuen der Leichenhalle befindlichen Kolumbarium aufgestellt finden kann und dort 20 Jahre aufbewahrt wird, wenn sie nicht anderweitig reklamiert wird.

Die Gebehr für eine Feuerbestattung sind ziemlich hoch und betragen einschließlich der Beleggebühren ca. 150 M. Nebenberechnung die Bestimmungen welche die verschiedenen Verordnungen, welche vor jeder Feuerbestattung zu erfüllen sind. Bei einer Feuerbestattung der im gothar Stadtbegräbniß vorhandenen Personen kommt das Ritual zu Beleggebühren wie bei gewöhn-

lichen Beerdigungen zur Anwendung, bei Bestattungen von auswärts bleibt die Einlegung dem Wunsch der Hinterbliebenen anheimgefallen.

Zur ersten Feuerbestattung folgten einflusslich nur sehr wenige nach. Im Jahre 1879 wurden nur 17, 1880 sogar nur 16, 1881: 33, 1882: 33 und 1883: 46 Leichen verbrannt. Aber im Jahre 1884 betrug die Anzahl der Bestatteten schon 69; 1885: 76; 1886: 95; 1887: 110 und mit den in den ersten 10 Tagen dieses Jahres vollzogenen 4 Bestattungen wurde die Zahl 500 erreicht. (Am 11. Jan. fanden übrigens schon die 501., am 13. die 502. und 503. Verbrunnung statt.) (Eins 150, zum Theil sehr geschmacklos Urnen haben im Kolumbarium aufstellung gefunden, mit ihnen wurden eine hervorragende Platz das prächtige aus cararischen Marmor geformte Epitaph vor den Thier Wallther Gottlieb ein, welches in Kürze nach Berlin überführt werden soll. Die Urnen ruhen auf Postamenten und zeigen meist nur den Namen und das Geburts- und Sterbedatum des Verstorbenen; öfter ein Spruch beigefügt, „Friede deiner Asche!“ ist darunter natürlichweise am meisten beliebt.)

Von den 500 Verbrannten sind 320 Männer, 126 weibliche reip. verwitwete Frauen, 35 unverheiratete Frauen und 19 Kinder. Von den 320 Männern waren Rentner 80, Kaufleute und Fabrikanten 55, Aerzte u. 24, Verwaltungs- u. Beamte 38, Handwerker 33, Lehrer und Professoren 19, Auftragsleute 17, Militärs 14, Schriftsteller u. 9, Gutsbesitzer 7, Studenten u. 8,

Beförderung des Gielegens der Säbner.

Es giebt eine ganze Reihe Mittel, um das Gielegen der Säbner zu befördern und um es möglichst frühes Regen zu erzielen. Im erster Um ist die Wärme zu nennen; Säbner, die in warmen Ställen untergebracht sind, legen früher und reichlicher als solche, die unter den Unbilden der Witterung zu leiden haben, daher sollte immer auf die Herstellung eines warmen Stalles geachtet werden, und es ist die Verbindung der Säbnerkäufe über den Westfalen ganz praktisch. Sodann giebt es aber noch verschiedene andere Mittel, um die Thiere zum Gielegen anzuregen. Dazu gehört gerösteter Kaffee und Gerste. Welche von beiden Getreidearten man nimmt, ist gleichgültig, beide werden bis zum Braunwerden geröstet, dann, um sie zu erweichen, gefocht und den Säbnern davon täglich eine kleine Menge gereicht, das Wasser, in dem die gerösteten Körner gefocht wurden, mischt man unter das Frantwasser der Säbner. Ein weiteres Mittel ist Glanzweiss. Man nimmt zu dem Zwecke für jedes Dutz 3 gr Glanzweiss, löst es in Wasser an und vermischt die Lösung sodann mit geschloffen Kartoffeln. Dieses Gemisch reicht man den Säbnern fünf Tage lang. Um den sich einstellenden Dunst beizubringen zu können, müssen die Thiere immer reichlich Wasser zur Stelle haben. Ein scharfes Mittel wird vielfach in England angewendet. Dort mischt man den Säbnern alle 8—10 Tage einen kleinen Kaffee feingestohlenen Weizens unter das Futter und soll damit sehr gute Erträge erzielen.

Wiss des Säbner.

Eine der bestimmtesten Krankheiten der Säbner ist der Riß. Unter demselben ist eine katarrhalische Entzündung der Schleimhäute des Schnabels und der Nasenhöhle zu verstehen, welche meistens von Erkältung herabruht. Die befallenen Säbner werden traurig, fressen nicht mehr, fräuben die Beeren, werden den Schnabel auf, atmen fast und angehalten, riechen oftmals und fressen zuweilen einen wunden Thru aus. Die Thiere sind trübe und die Nasenlöcher mit einem gelben Eßlein verstopft. Unter der Zungenhäute bildet sich eine harte, hornartige Haut, welche das Thru am Pressen hindert. Der Appetit ist vermindert, der Rachen bekommt ein blaßes, gelbliches Aussehen. Schließlich gehen die Thiere angrunde. Ist die Krankheit noch nicht zu weit vorgeschritten, so kann man sie auf folgende Weise heilen: Man bestreicht die Zunge und Schnabel mit Butter oder Del (Kochsalz) ist noch besser, zieht vorsichtig eine mit Del befeuchtete Feder durch die Nasenlöcher und gebe dem Thiere nur weiches Futter, z. B. in Milch aufgewecktes Brot, geottene Kartoffeln u. s. w. Sodann die katarrhalische Entzündung der Zunge und des Schnabels weit um sich greifen, so entzerne man auch die hornartige Haut unter der Zunge und gebe dem kranken Thiere anfangs alle halbe Stunde ein wenig eines Trankens von Camicaria und Pyronia in Wasser ein, später letztere. Manche verabreiche jeden Tag eine mit Butter befeuchtete Pfefferkörner oder ein Stückchen Aloe mit der Größe einer Bohne, welches gleichfalls mit Butter betrachten ist. Will man die harte Haut ebenfalls von der Zungenwurzel abziehen, so ist es zweckmäßiger, dieselbe mit dem Messinger der rechten Hand abzuheben, welchen man zuvor mit Holstein befeucht hat. Nachdem ist das Abziehen dieser hornigen Haut mit einem heißen Messer leicht auszuführen. Eschließlich ist noch erwähnt, daß es nicht gut ist, am Riß erkrankte Säbner zu schlachten und zu essen, da eine Uebertragung des Krankheitsstoffes auf empfindliche Personen leicht möglich ist.

Mhabarber als Nutzpflanze.

Im Frühjahr, wenn die Konieren der Hanstücken bedenklich abnehmen, im Gemüth und Dutzarten aber noch nichts zu holen ist, da erwidert ein Mhabarberet als ein leuchtender Stern; denn sobald sich neues Leben in der Natur zu regen beginnt, erscheinen die dicken, rothen Blattstängel und entspringen in verhältnißmäßig kurzer Zeit ihre kostbaren Blätter. Die Blätter dieser Pflanze dienen, wie wohl allgemein bekannt sein dürfte, zur Bereitung des süßlichen Mhabarber-Kompotts, werden aber, wenn auch nur in geringem Maßstabe, zu Kuchen, Wein und Öle verwendet. Da die Kultur des Mhabarbers die denkbar leichteste ist, so sollten in jedem Gemüth- oder Gausgarten 10—12 Pflanzen vorhanden sein, welche in der Zeit von 3 Monaten für eine ziemlich große Menge genügenden Material liefern. Die Blätter dieser Pflanze sind, wie wohl allgemein bekannt, aber wenn mit älteren Pflanzen habhaft werden kann, durch Fehlung. Der Same wird im Frühjahr ausgekeimt und im Laufe des Sommers piquirt man die Pflänzchen. Ist nun der Herbst herangekommen, so wäscht man ein Stück Land, möglichst frisch und nahrhaft, aus, läßt es 60—75 cm tief räumen und in die Gräben eine Zäungricht von 25—30 cm Höhe anstellen. Im kommenden Frühjahr wird nun die Pflanzung ausgeführt. In diesen Zwecke werden von den piquirten Sämlingen die kräftigsten und gedrungensten Pflanzen ausgekeimt und in einer alleitigen Entfernung von mindestens 1 m gepflanzt. Die Pflanzung der Stöcke geschieht im Oktober, es wird dasselbe Verfahren bei der Pflanzung angewendet. Im ersten Sommer müssen die Pflanzen geichot werden und darf man mit der Ernte erst im nächsten Jahre be-

ginnen. Die Blätter müssen gebraten werden, da beim Schneiden sehr leicht der Burschstoff verfliehet, oder es bleiben, ohne die Blätter stehen, gehen in Gähling über und können auf diese Weise der Pflanze schaden. Der Blüthenstengel muß jedoch erbeert werden, erntet werden. Da seine Ausübung die Pflanze um ein Bedeutendes schwächt. Von nun an beobachten die Pflanzungen einer anderen Pflege, als daß die Pflanze im Herbst von den Blättern gereinigt und mit flüssigem Dünger besprosselt werden. Eine auf diese Weise behandelte Pflanze hält mindestens 12 bis 16 Jahre aus. Von den vielen Arten sind für den Säbnergebrauch nur sehr wenige zu empfehlen und es sind meist Formen mit möglichst starken und saftigen Blättern, welche die Kultur in reichen Maße lohnen. Die bedenklichen Sorten sind Lauen Victoria, Amnans, Royal, Albert, Prima Donna und St. Martins. M. K.

Zucker zur Feischaufbewahrung.

Zucker hat man fast ausschließlich Salz angewendet, um Feisch für längere Zeit aufzubewahren. Das Gelingen hat aber nach der „Zudemerkung“ der Wäcker, daß ein Theil des Nahrungsgelohes dem Feische entzogen wird, es auch an Schmackhaftigkeit verliert. Es ist fast nämlich das Salz, wenn es in Verbindung mit dem Feische kommt, durch den Wasserabschleß des Feisches und nimmt ihm Eiweißstoffe, Extraktstoffe, Fett und Nahrungssäfte. Je mehr die Salzmenge in das Feisch eingebrungen ist, in desto höherem Grade werden ihm die vorbenannten, meist wichtigsten Bestandtheile entzogen und in die Salzlösung übergeführt. Ungelagertes Feisch gleicht daher, wenn der Verlust an Nährwerth und Wohlgeschmack beträchtlich, dem völlig ausgekochten Feische. Schon nach dem Feische kommt, durch den Wasserabschleß des Feisches mit pulverisirtem Zucker eingebrungen, so feinen geformt wird, da dieser nicht in dem Maße wie das Salz im Wasser löslich ist, und daher keine Lösung, sondern eine feste Kruste um das Feisch bildet. Die Zuckerkruste entzieht dem Feische außer etwas Wasser keinerlei Bestandtheile und nimmt ihm auch den Wohlgeschmack nicht, ja sie erhöht denselben. Soll das eingezuckerte Feisch benutzt werden, so wäscht man es einfach mit reinem Wasser an. Es kommt daher dieses Verfahren etwas höher zu stehen als das Ein-salzen, aber es ist nur scheinbarer Verlust, da das Feisch beim Ein-salzen mehr an Werth verliert als der Unterchied des Preises von Zucker und Salz beträgt.

Wie lange kann ein Pferd hungern und dursten?

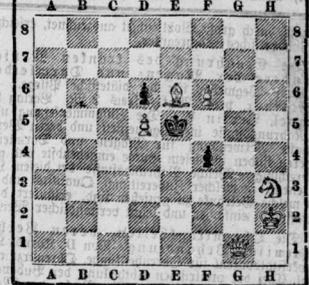
Veruche, welche man angestellt hat, um diese Frage zu beantworten, haben ergeben, daß ein Pferd weit eher das Futter als das Wasser entbehren kann. Erhält ein Pferd regelmäßig das erforderliche Wasser zum Saufen, so kann dasselbe 25 Tage ohne festes Futter existiren, während es nur fünf Tage leben kann, wenn es zwar feste Nahrung erhält, ihm aber das Wasser entzogen wird. Ist ein Pferd regelmäßig gefüttert, ihm aber das Wasser nur dann und wann, also ungenügend bereichert worden, so vererbt dasselbe, weil der Magen abgenutzt wird. Wenn einem Pferde drei Tage lang das Wasser entzogen wird, so ist bei ihm der Durst so groß, daß es oft 90 Liter Wasser in drei Minuten auslaufen kann. Es ist aus diesen Veruchen, die man für Kriegszwecke, z. B. bei lange belagerten Festungen, angestellt hat, erwiesen, daß Wasser in Vorbehalt die Hauptbedingung ist, Pferde zu erhalten, und sie den Hunger weit eher — allerdings auf Kosten der Körperbeschaffenheit — zu ertragen vermögen.

Schach.

Verarbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 285.

Von Dr. U. Decker in Wolfshagen bei Götting.



(643)

Weiß giebt an und legt im 8. Zuge matt.



zwischen den Sprossen der Reine hindurch — zu dem Haupt des Hundes, um auf dessen Rücken ein warmes und weiches Kager zu „zurückzuführen“.

Wenn sie dann beide friedlich beieinander schliefen, gewöhnten sie einen gesunden Appetit, Tag und Nacht, Anmut und Kraft, Smerz und Traur, jugendlicher Reizfuss und verdorrtes Alter — mit einander verjöhnt.

Land- und Hauswirtschaft.

Schneiden die Stachelbeerfräucher.

Sollen Stachelbeerfräucher einen guten Ertrag geben, so ist es unbedingt nötig, sie in jedem Jahre ordentlich zu beschneiden. Jeder ist wilder, nicht beschüttene Straucher in Gärten und Bergen größerer und kleinerer Besten häufig auszuwachsen. Man hört dann gewöhnlich die Klage: Meine Stachelbeerfräucher sind zu alt. Sie geben nur noch erdärmliche Früchte, welche kaum lohnen, zu Kompot grün gebackt zu werden.

So mancher verwahrlohter Busch ist eine wirklich gute Sorte. Er wurde in seiner Jugend als hübscher Strauch und mit gutem Namen aus einer Gärtnerei gekauft, ist mit der Zeit aber durch Unkenntnis seines Pflegers verwildert, bildet jetzt ein unüberwindliches Dickicht und bringt statt der ursprünglich großen Früchte nur kümmerliche Beeren von der Größe einer Erbse.

Vieler Freund, nur keine Furcht vor solchem Dornbusch. Ziehe ein Paar dicke Handschuhe an zum Schutze gegen die Stacheln, nimme Baumgasse, Gartenschere und Nothzahn und gehe frisch ans Werk. Am Abend kamst du deinen Hausgenossen mit Verjöhigung sagen: Seht, es ist jetzt einmal die Stachelbeeren an, ihr seht sie garnicht wieder. Im nächsten Sommer merdet ihr euch erst über die großen und schönen Früchte wundern.

Mit der Nothzahn wird im Winter, wenn kein Schnee liegt, und der Boden noch nicht zu tief gefroren ist, die Erde unter dem Strauche wegeräumt, wobei selbstverständlich die Wurzeln nicht beschädigt werden dürfen. Die zu alten bemooften Stämme, welche keine ordentlichen Triebe mehr zeigen und auch keine Früchte mehr bringen, werden herausgehakt. Von den jüngeren starrten, schon verzweigten Stämmen dürfen bloß zwei oder drei gut verzweigte stehen bleiben. Alles übrige wird entfernt. Die vielen Wurzelausläufer werden mit der Schere so weit als möglich unten glatt weggeschnitten. Sind die so ausgehöhlten Stämme ungefähr 3—4 Fuß hoch, so werden an ihnen noch die unteren Zweige bis auf etwa 2 Fuß Höhe dicht am Stamme fortgenommen. Die Früchte der unteren Zweige bekommen zu wenig Licht, sie werden nicht süß, außerdem verlieren sie bei Regenwetter den Geschmack, beschmutzen auch leicht.

Ist der Strauch von unten aus gehörig gelichtet, so werden zuletzt, wenn er noch kräftige Jahrestriebe an der Spitze hat,

Was es dagegen wieder einmal Krieg, so trug gewiss der kleine Robold die Schuld.

Will's ihm nur scheitern, daß seines großmüthigen Freundes Geduldswissen zu gründlich sei.

Für alle Fälle wissen wir jetzt, wie wohlbegründet das alte Sprüchwort:

„Kavindl hat angefangen!“

die oberen Triebe um fünf bis sechs, auch sieben Augen gekürzt. Das Stutzen der Spitzen bezweckt folgendes: 1. Die oberen Spitzen tragen, wenn sie überhaupt tragen, kleinere Beeren, weil der Saft schon zur Ernährung der unteren verbraucht wird; 2. durch das Beschneiden wird die Spitze zu neuem Treiben angeregt.

Die unbeschüttene Spitze würde keinen neuen Holztrieb machen. Es fände eine Stauung des Saftes statt, welches sich durch erneutes größeres Hervortreiben käsiger Wurzelansläufer fundgeben würde.

Pflanzt man junge Sträucher, so werden die Wurzelsprosslinge in zwei Jahren, nachdem die Pflanze angewachsen ist, die ersten Zweige überflüssig und zwar bedeutend. Man schneidet dann alles Alte weg und läßt nur von den Sprosslingen die drei stärksten stehen. Diese werden ganz lose an einen Pfahl gebettet. Die unteren Triebe dieser Zweige werden bis zur gewünschten Höhe im ersten Jahre angebrochen. Man erhalt dadurch ohne große Mühe in einigen Jahren einen wunderbaren Strauch, der gewiss allen Ansprüchen auf Form und Tragbarkeit entsprechen wird.

Wurzelsprosslinge wird dieser so behandelte Strauch jedes Jahr hervorbringen, sie werden, wenn man sie zur Verjöhigung nicht gebrauchen will, alle weggeschnitten. Nach vier, fünf, mitunter sechs Jahren werden die Beeren kleiner, der Strauch treibt nicht mehr recht und zeigt Moeß. Dann zieht man wieder die zwei bis drei stärksten Sprosslinge heran und behandelt sie wie angegeben. Im zweiten Jahre, wenn die Sprosslinge tragbar sind, schneidet man die alten alle weg. So hat man stets junge tragbare Sträucher.

Daß man viel durch Dingung zur Erzielung großer Früchte beitragen kann, ist durch lange Erfahrung bewiesen worden. Schon beim Pflanzen, nachdem jedem Strauche ein entsprechendes großes Loch gemacht wurde, wenigstens 2 Fuß im Quadrat und ebenso tief, wird auf trockenem, sandigem Boden Lössung und Kompost, auf nassem Boden verrotteter Pferdejauch an die Wurzel gebracht. Ebenso wird, nachdem die Beeren abgeerntet sind, bei feuchter Witterung mit Jauche gegossen. Im Winter wird der Boden unter dem Strauche gelockert und mit Asche und Kloake gedüngt, die man bis zum Frühjahr obenaufliegen läßt, damit sie durch die Winterschneidung besser gesenkt wird.

* Für Vogelliebhaber ergeht seit vorigem Jahre zu Leipzig ein interessantes und zugleich nützliches Blatt, betitelt „Der Geflügelmarkt“. Organ für zoologische Gesellen u. i. v. sowie für Geflügelzüchter des In- und Auslandes. Herausgegeben von Alfred Richter in Leipzig. Die Namen der zahlreichen Mitarbeiter, wie des bekannten Tiermalers S. Leutenmann, des Thierhändlers S. Menges, des Oberregierungsstabs C. Cronau, der ja besonders auf dem Gebiete der Geflügelwelt eine unbestrittene Autorität ist, der Frau Baronin v. Vuel und zahlreicher anderer Kenner der Vogelmelt, bürgen für die Erfüllung und Ausübung der Aufgaben, die sich der „Geflügelmarkt“ stellt. Wir können das wöchentlich erscheinende junge Blatt allen Vogelliebhabern unter unsern Lesern nur empfehlen.

* Hoff's Antiger Polsterabend. Feinere Beiträge zum Polsterabend für eine und mehrere Personen, im Kostum vorzutragen und in allen möglichen Dialecten. Nicht humoristischen Polsterabends- und Hochzeitsreden, Textreden, die Witzler zum Polsterabend-Redungen und Hochzeits-Modellarbeiten. Von D. Hoff, Hoffendichter. 5. neubearbeitete und vermehrte Ausgabe. Drauburg 1888. Ed. Freyhof's Verlag. Preis 1,50 M.

sich noch durch große Wohlthätigkeit auszeichnet, erleichtert ungemein ein alpbahntliches Sachregulir.

* Die Ernährung des kranken Menschen, insbesondere der Magen- und Darmleidenden. Ein populärer Abweiser für die diätetische Pflege. Von D. med. F. Colner, prakt. Arzt. Preis 2 M. Verlag von Martin Hampel, Berlin W. Die Zusammenfassung und Bedeutung der Nahrungsstoffe im allgemeinen und deren Werth und zweckmäßige Verwendung für Magen- und Darmleidende im besonderen finden in diesem Buche eingehende und gewissenhafteste Besprechung. Welche Nahrungsstoffe bei diesen Leiden, welche bei einem, in welcher Zubereitung, Quantität und Zeit dieselben und welche Getränke zu genießen sind, erläutert der vielbekannte Verfasser in einfacher und leicht verständlicher Weise.

* Die Chrenkrankheiten, deren Verhütung und hygienische Behandlung. Von D. Konrad Vichtenberg, Universitätsdozent für Ohrenheilkunde, Orenarzt im St. Rochus-Spital, Ober der otitischen Abtheilung der Dubovetter Poliklinik. Mit 14 Abbildungen. Preis 2 M. Verlag von Martin Hampel in Berlin W. Das vorliegende Buch dürfte angesichts der vielen wichtigen Erfahrungen des als der bedeutendste ungarische Chrenarzt bekannte Verfasser, sowohl unter den Aerzten, als auch unter dem Laienpublikum, für welches dasselbe geschrieben ist, dankbare Aufnahme und weiteste Verbreitung finden.

Der Doktor hatte inzwischen in jedem Gemach, in jedem noch so kleinen Winkel des ganzen Hauses eine umfassende Desinfektion vorgenommen. Jetzt wuschte er in dem ihm angewiesenen Zimmer vorzüglich seine Hände und war eben auf dem Wege zu den Damen, als er auf dem Treppenhof ein leises Schreien hörte. Tief erbleichend ging er den besorglichen Frauen nach, und jetzt fand er das Kammermädchen zusammengekrümmt auf einer Kiste sitzen. Heftige Schmerzen entsetzten ihr Gesicht und die Farbe desselben. Die tief in ihre Höhlen gesunkenen Augen sagten Belloni alles.

„Sofort zu Bett, Kind!“ rief er der Vermissten zu und geleitete die schlatternde, kraftlose Belloni selbst nach dem kleinen Stübchen unter dem Dach, in dem ihr Lager stand. Dann stieg er die Treppe eilig hinab. In der Küche war zum Glück der alte deutsche Diener anwesend und hielt den Kopf hoch. Ohne besondere Neugierigkeit zu verrathen, half er dem Arzt, schweißtreibende Getränke bereiten. Belloni that alles, was in seiner Willkür stand, er hatte auch eine ganze Aiste mit allen nur möglichen Medicamenten mitgebracht, die er für erprobt kannte in solchen Fällen; aber die Krankheit trat hin und wieder recht bösartig auf und forderte auch diesmal ihr Opfer.

Es war eine fürchterliche Zeit, die für unsere Freunde in der Villa anbrach. Den alten Diener hätte der Tod ebenfalls dahingerafft, und in aller Augen lag jetzt nur noch die Frage:

„Wen trifft es nun?“

Und es traf alle! Aber fonderbar; die tödtliche Krankheit zeigte sich mit einmal in einer ganz andern Gestalt. Sie schien ihre Gewalt erschöpft zu haben, und der Arzt konnte versichert sein, daß die Damen sämtlich am Leben erhalten würde. — Dennoch aber befand er sich in nahezu verzweifelter Lage, nachdem nun auch Gitta, die nach Erkränkung der Uebrigen alles in allem im Hause gewesen, sich hatte zu Bett legen müssen. Ohne jede weibliche Dienerschaft, nur mit Hilfe Giacomo's und dessen zwölfjährigem Töchterchen, die sich dem Arzte müthig zur Verfügung gestellt hatten, mußten nun die Kranken gepflegt und das Nothwendigste im Hause besorgt werden. Für größeren Besuchen des Doktors hatten sich die Damen alle im Saale gebettet. Gitta war die erste, welche Belloni für außer alle Gefahr erklären konnte. Auf seinen Armen trug er die leichte Gestalt nun in das Nebenzimmer und setzte sie sanft in den großen Polsterstuhl am Fenster. Vorzüglich breiteten seine Hände wärmende Decken über das abgemagerte Körperchen, trogdem die Witterung sich geändert, und der Tag wieder den ganzen Jauber des Siedens im Antlitz trug.

Die sanften Augen des jungen Mädchens hingen an Belloni's bleichem, überwachtem Gesicht mit dem Ausdruck tiefster Dankbarkeit. Und als der große, brüchschulterige Mann jetzt liebevoll wie eine Mutter ihre kleinen Züge noch besonders in ein weiches Licht wickelte, konnte sie nicht länger an sich halten, und unter reichlich hervorquellenden Thränen flüsterte sie:

„O Gott, Belloni, was sind Sie uns! Wir ruhten ohne

Zweifel alle längst im Grabe, wenn Sie sich nicht unter auf diese Weise angenommen hätten. Acher Tage und ebenjoviel Nächte wachsen Sie nun schon an unsern Betten. Um das Leben von ihrer Frauen zu retten, die Ihnen noch vor wenigen Monaten fremd waren, brachten Sie das eigene in so große Gefahr.“

„Gitta!“ Es war, als wenn mit den Worten des Mädchens langsam wieder der dunkle Schleier, welcher jahrelang auf dem Antlitz Belloni's gelegen, auch den er inzwischen nur einmal gelüftet, niedergelassen sei. Jetzt irrte er Gitta seine Arme entgegen und rief: „Gitta, habes, süßes Mädchen, sagen Sie es mir noch einmal, daß Sie und die Ihren ohne mich rettungslos verloren gewesen! Das Sie wissen nicht, was Sie mir mit solchen Worten geben! Ach, der Tag, an dem ich Sie alle gesund, gesund von der heimtückischen Krankheit vor mir sehen werde, soll mich zum glücklichsten Menschen machen! Gitta!“ Er unterbrach sich. — Das Hausgen eines jeden Gewandtes wurde im Nebenzimmer hörbar, und gleich darauf trat eine schwarzgekleidete Frauengestalt in das Gemach.

Belloni hatte sich nach aus seiner finkenden Stellung erhoben, jetzt ging er der Eintretenden entgegen.

„Du — du, Schwester?“ rief er.

Signora Marcato neigte das bleiche Haupt, dessen weiße Haare wie gewöhnlich nur unter einem Spitzenkragen verborgen lagen. Dann flüsterte sie Belloni rasch in das Ohr:

„Das ist nicht ahnen, daß ich Alfonso's Mutter bin,“ und setzte laut mit ihrer wohlklingenden Stimme hinzu: „Ich hörte erst heute, daß ein entsetzliches Unglück die Damen hier betroffen! Da ich mich nun vor meiner Anwesenheit fürchte, bin ich gekommen, um dich in deinem Samarkitanz zu unterstützen, Riccardo! Es ist ja unmöglich, daß die Damen, nun sich auch die letzte gelegt hat, ohne eine erfahrene weibliche Pflege bleiben.“

Gitta hatte erlaut auf die Fremde geblüht, deren feine, durchgezeichnete Züge ihr so bekannt vorkamen. — und doch besaß die Dame auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit ihrem Bruder.

Aber ihr blieb nicht die Zeit, über das Räthsel nachzudenken, das für sie in diesem Antlitz lag. Stand doch die Signora schon an ihrer Seite und sagte die weißen Hände der Melanocentent.

„Nicht wahr, Sie gestatten, daß ich hier bleibe und meinen Bruder unterführe?“ sagte sie dabei gütig. Riccardo sieht leidens aus, — man merkt es ihm an, daß er sich über seine Kräfte bemüht hat. Da müssen wir ihm doch ein wenig Ruhe gönnen. Leiderbes gehört, wie gesagt, auch eine erfahrene Frau herbei, und da es nun momentan unmöglich ist, irgendwelche Mithilfswesele für die Pflege der Fieberkranken herbeizuschaffen, so bleibe Ihnen schon nichts anderes übrig, Contessa, als mit meiner Hilfe vorlieb zu nehmen. Wie ich gehört,“ fuhr die Signora dann fast in einem Athem fort, „befindet sich in N. auch keine einzige dispositive Diakonisse, sonst hätte mein Bruder jedenfalls eine solche für seine Patientinnen engagirt.“

Literatur und Kunst.

* Die Neuen Monatshefte des Dabeim“ bringen für Monat März ein sehr originell, ja fast folbar ausgezeichnetes Japanbild, welches sich mit Kunst und Leben eines intelligenten Japankolles beschäftigt. Das mit großem Gelehrte verfolgte Streben dieser Herte, ihre Väter allmonatlich durch irgend eine ungewöhnliche Leistung zu überbieten, kommt im vorliegenden Japanbilde zum glücklichen Ausdruck. Preis des Heftes 1 M.

* Deutsche Dichtung. Der Bestand dieser ebenso gewöhnlichen als unternehmenden Monatshefte, Alfort W. u. G. m. b. H. in Stuttgart, legt uns die weitere sechs vom November bis Februar erschienenen Hefte derselben vor, welche neuerdings erweitern, wie voll und ganz die „Deutsche Dichtung“ ihr Programm, der wahrhaft künstlerischen Produktion in Prosa und Vers eine heimtückische zu bieten, zu erfüllen beabsichtigt ist. Auf dem Gebiete der Novelle wird u. a. eine treffliche Arbeit von Marie v. Göhrer-Göhrer: „Die Frau“, sowie eine von G. v. G. m. b. H. für eine Erzählung von Wilhelm Jensen gegeben. Sehr interessant ist auch die Novelle eines jungen, bisher unbekanntem Autors, S. Derr in Wien, welche ein überaus lebensvolles Bild der österreichischen Aristokratie bietet. Von dramatischen Dichtungen sind uns das moderne Schauspiel von Ernst Wildert „Entschieden“ vorgeführt. Die Dicht ist, wie immer, durch ihr dramatisches, aber ausgezeichnete Geden unter vornehmten Dichtern,

Schneidewiler, Maler u. G. — Von den durch Feuer Verlasteten wohnten zuletzt: In der Stadt Gotha 146, somit im Herzogthum 24, im übrigen Thüringen 23, im Königreich Sachsen 53, in Bayern 24, in Preußen 133 (darunter Berlin mit 51, Brandenburg 24, mit 18, Ostpreußen mit 10, Westfalen, Schleswig und Holstein mit je 9). Die übrigen deutschen Staaten mit 65 (darunter Hamburg mit 20, Württemberg mit 11, Baden mit 10). Das Ausland lieferte 32 Leiden und zwar: Oesterreich 16, Schweden 6, Amerika 4, Frankreich 2, Rußland, Holland, England und die Schweiz je 1.

Auf die einzelnen Jahre vertheilen sich die Zahlen wie folgt:

	Männer	Frauen	Kinder	Sa.
1878	1	—	—	1
1879	12	5	—	17
1880	14	2	—	16
1881	25	7	1	33
1882	22	10	1	33
1883	25	19	2	46
1884	36	32	1	69
1885	41	26	9	76
1886	63	20	4	87
1887	79	20	1	110
1888	8	1	—	4
Sa.	320	161	19	500



Alles das Klang so freundlich, so liebenswürdig von den Lippen Juanitas, daß Gitta nichts anders konnte, als mit leuchtenden Augen zu ihr aufzusehen. — Freunde und umhüllten Datt auf den Lippen, daß die Signora sich der Kranken annehmen wollte.

Dann aber führte Besoni die offerröthige Schwester auch in den Saal, in dem die anderen Damen, ebenfalls schon außer Gefahr, noch in den Betten lagen. Als Signora Marotta an das Lager der Marotta trat, ward ihr Schritt ein langsamer, und eine merkwürdige Bewegung gieng durch die schönen Züge.

Die Wände der beiden Damen trafen sich. Aber während die Kranke bestirmt — wie vorhin ihre älteste Tochter — in

Juanitas Antlitz blickte, das ihr, wenn sie auch genau wußte, ihm nie und nirgend begegnet zu sein, doch so bekannte Züge zeigte, — blinnte in dem Auge der Signora eine Thräne.

Wahrscheinlich v. Straben ahnte nicht, was in diesem Moment in der Seele der Frau vorgieng, die jetzt auch sie mit weicher, bebender Stimme bat, sie zur Pflegerin anzunehmen. Wahrscheinlich v. Straben ahnte nicht, in welcher ersten Beziehungen sie zu dieser Frau stand, die nicht bloß die Mutter Alfonso war, sondern auch zu denjenigen gehörte, die der leistungsfähige Otto v. Görgelein, wenn auch auf andere Weise, als es sonst seine Art gewesen, um ihre Lebensglück gebracht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Thierkameraden.

Selbsterlebtes von Hildebrandt-Strehlen.

Der alte Nimrod war ein Ehrstück vom guten Osele Leopold, der sich bei uns — im Forsthaus — in Pflege und Kopf gegeben hatte, nachdem er — „ein entlaunter Baum“ — Frau und Kinder durch den Tod verloren.

Nimrod war sein treuer Begleiter auf allen Ausflügen gewesen und ward uns vom Sterbenden auf die Seele gebunden.

Mein Freund und Viebling war das brave alte Thier schon lange gewesen, denn ich konnte es ihm nicht verzeihen, daß er auf meinen ersten selbständigen Vorstößen mich durch seine Begleitung ehrte, bezw. als „Jäger“ anerkannte.

Darum sah ich es als eine besondere Gunst an, als ich von meinem Vater mit der speziellen Vorziehung unseres Kostgängers betraut wurde.

Diesem meinem neuen Beruf widmete ich mich denn auch mit einer Hingabe und Ausdauer, daß niemand daran Anstoß nahm, wenn ich mir ein gewisses Eigenthumsrecht über meinen Pflegling anmaßte. Trudchen, mein 7jähriges Schwesterchen, mußte stets zuvor meine Erlaubniß nachsuchen, wenn sie mit ihm spielen oder in den Wald gehen wollte. Auch Nimrod schien die Nothwendigkeit dieser meiner Genehmigung einzusehen; denn er wartete regelmäßig, bis ich ihm auf den Kopf klopfte und freundlich zusprach: „Geh' nur mit Trudchen, alter Sohn!“ ehe er sich bewegte, sie zu begleiten.

An einem Sonntag war's, als Gertrud von einem Besuch aus dem nahen Städtchen zurückkehrte.

In die Kinderstube kam sie gesprungen, wo die Mutter an der Wiege des Kleinsten saß.

„Ach liebe, süße Mama! versprich mir, daß ich es behalten darf!“

„Was denn, du Wildfang!“

„Was ich hier in der Schürze hab'! — Es ist zu reizend und lieb!“

„Märchen! weißt du denn nicht, daß blinde Verprechungen nicht gelten? Zuor muß ich doch wissen, was es ist.“

„Da fauert Trude vor der Mutter nieder, öffnete ihre

Schürze und ließ ein niedliches, säuerweisses Kaninchen auf den Boden hüpfen. Forstmeisters's Lehnchen hatte es ihr mit Genehmigung ihrer Eltern geschenkt.

Mama hatte eigentlich gegen die Wünsche ihres Töchterchens nichts einzuwenden, denn auch sie liebte die Thiere und sah es gerne, wenn ihre Kinder eine Freude darin fanden, ihnen Liebes und Gutes zu erweisen.

Nur die Einquartierung des neuen Hausgenossen setzte sie in Verlegenheit, da sie keinen Stall besaß, der sich für den jungen Mitbürger geeignet hätte, bis Trude auf den Gedanken kam, ihm den unbebauten Raum in der Küche unter dem Kamin als Schlafstätte anzuweisen. Man könne Heu und Stroh hinein thun und ihn durch ein Gitter verschließen. Der Vorschlag wurde wirklich angenommen, nachdem das Kind ernsthaft versichert, es wolle für alle Bedürfnisse des lieben Viehchens Sorge tragen, auch für die nöthige Reinhaltung desselben.

So wurde denn Hans insallirt, d. h. in jein Stälchen gebracht.

Gertrud war nun ganz glücklich, auch ein Wesen zu besitzen, das sie mit ihrer Sorge umgeben, mit ihren Rärtlichkeiten überschütten durfte; obwohl es ihr nicht gestattet war, das liebe Viehchöpf wie eine Puppe stundenlang auf dem Arme herumzuschleppen.

„Ungeheuchte Viehlosungen können andern weh thun,“ hatte die Mutter gesagt. Aber vor dem Gitter knien durfte sie, ihrem Viebling Köhlerblätt und Mohrrüben durch die Latzen zuzuschicken, an seinem guten Appetit sich freuen, ihm das Köpfchen frauen. — Nach einiger Zeit behauptete Trudchen: „Ihr Hans gräme sich; er sei nicht mehr so lustig, wie vordem; es fehle ihm die freie Bewegung, Luft und Sonne.“ — Sie hatte die Fabel vom „Böglein im Bauer“ gelesen und fühlte aus purem Mitleid für den armen Gefangenen sich zu jedem Opfer bereit.

„Aber was wird aus ihm,“ frug sie klaglich die Mama, „wenn ich ihm die Freiheit gebe?“

„Er kommt um,“ erwiderte die Mutter. „Thiere in der

bezüglich die sehr interessanten Essays „Das Wiener Burgtheater und das deutsche Drama.“ sowie die Arbeiten von Karl Strese, Karl v. Thier, J. J. Sorengier u. v. a. hervorzuheben. Diese kurze Inhaltsangabe mag erweisen, wie erst der Herausgeber der Zeitschrift, Karl Emil Franzos in Berlin, das Programm derselben zu erfüllen beabsichtigt ist und wie vollakt die Zeitschrift den Beifall und die Verbreitung, die sie bisher gefunden, verdient.

F. K. Molegger's Ausgewählte Werke. Bracht's Ausgabe. Mit 600 Illustrationen von A. Grell und A. Schmidthammer. In 75 Heften. Verlagsort: Wien, 1870. 70 Bl. (A. Harleben's Verlag in Wien.) Von dieser illustrierten Ausgabe der Schriften Molegger's, welche durch ihren Inhalt, schöne Ausstattung und wohlfeilen Preis die weiteste Verbreitung verdient, liegen bereits fünf Lieferungen vor. Ueber den Autor selbst brauchen wir wohl heute kaum mehr viel zu sagen. Derzeit ist in fast beinahe jeder Zeile in der ganzen Welt deutscher Zunge und unversiehltem Ohr besonders durch die für die Zeitschrift-Veröffentlichung des Verlags beliebt und bekannt. Seine Schriften haben einen eigenartigen Reiz und fesseln, ohne irgend welche gewaltthätigen Wirkungen, jenseit man sich in dieselben hineinsetzt. Wenn daher jemand Lektüre zur Unterhaltung suchen will, nebenbei zu wohlfeilem Preise möge er nach der illustrierten Ausgabe von F. K. Molegger's Schriften greifen, die gleichzeitig Herz und Gemüth erfreuen und bereichern!

Gefangenschaft geboren und unter der Pflege des Menschen groß gezogen, verkörpert die Fähigkeit sich selbst zu erhalten. — Wer die Verantwortung für die Pflege eines solchen armen, dem menschlicher Hilfe abhängigen Thieres einmal übernommen, muß sie mit Treue und Ausdauer auch zu Ende führen. — Sobald der Frühling kommt, wollen wir Häschen in den Garten bringen; vor der Hand mag er täglich ein Stündchen in der Küche herumspazieren; nach Tisch, wenn die Köchin ausgeht.

Häschen begnüge die ihm gewährte Freiheit auch beste; sie sehen ihm auch sehr gut zu bekommen; er wurde und wird fett dabei.

Während seiner „Freiwillen“ pflegte die ganze Familie sich in der Küche zu versammeln. Sogar der Züngling auf der Mutter Arm langte mit seinen kleinen Häschen nach dem kleinen Koffersreiter. Laut auf jauchzte er vor Lust, wenn er herabgelassen wurde und Häschen, an ihm sich aufrichtend, Mund und Wangen ihm läste.

Gertrud aber behauptete: „Ihr Viebling sei klüger, als alle anderen Kaninchen,“ denn er leine auf zwei Beinen gehen, Schildwache'stich, durch den Reifen springen, Bettelmann spielen und ähnliche Klünste.

Durch den fortwährenden Umgang mit Menschen, die ihm nur Liebes und Gutes erwiesen, wurde er immer zutraulicher.

Eines Tages, als das weiße Männchen — zur gewohnten Stunde — eben seine Vorleistung gab, gieng plötzlich die Thür auf und herein kam — mit leisem Tritt — Nimrod. — Er mochte das „Wild“ gewittert und die angelegte Thür sich mit der Pfote selbst geöffnet haben.

Die Mute hochgehoben, das Haar gestäubt, näherte er sich schleichend der — gewöhnten — Jagdbütte.

Gertrud schrie laut auf und wollte ihrem Schlingling unter der Schürze verdecken. Der aber — weniger, wie Karnickel sind — sprang von ihrem Schooße, lief auf den fremden Eindringling zu, richtete sich an ihm empor und brachte sein Schnäuzchen dicht unter Nimrod's fließendes Haar, als wolle er ihm etwas in's Ohr sagen. — Solche Freundschaft war dem alten Hunde noch von keinem jagdbaren Thiere vorgekommen. — Wie verleinert stand er da, halb Zorn, halb Stammen. — Den kleinen „Springinsfeld“ schickerte jedoch des Großen drohende Haltung nicht im mindesten ein. Er suchte und fand in ihm nur den willkommenen Spielgefährten seiner Art, behnte und rechte sich so lange, bis er mit seinem Mühlchen des Hundes Nase berührte, der er ein „Küßchen“ zu apicieren verstaute.

Da rüttelte und schüttelte sich Nimrod und begann den Nidsing. — Häschen mochte ihm gefehlt haben.

Von diesem Augenblicke an war Nimrod des Kleinen erhaltener Viebling.

Kann er nicht von selbst zur Visite, so fragte Hans an der Thür, bis man ihm aufmachte.

Seine „Freiwillen“ wurde allmählig verlängert. Oft vergaß man das Gitter zu schließen, und bald tummelte sich der „Heine Schäfer“ in allen Wohnräumen, sprang ohne zu fragen

auf Stühle und Sopha, am liebsten aber auf den Schooß Trudchen's. Das hätte man dem liebenswürdigen Tange nichts freilich nicht gestattet, wenn er nicht so klug gewesen wäre, sich stets sanfter und artig aufzuführen. — Auch Nimrod dachte nicht mehr daran, sich an dem Viebling Aller zu vergreifen. Eine Zeit lang war verluste er es wohl, gegen den Züchling den Zurickhaltenden zu spielen; das half ihm jedoch wenig. Häschen's Geheiß war nicht von so zarter Natur, daß Zeichen summer Verachtung ihm gekränkt hätten. — Er dachte vielmehr wie Wubamb: „Will der Berg nicht zu mir kommen, so muß ich schon zum Berge gehen.“

Nimrod, — gleich anfänglich von uns beehrt, gewarnt, — hatte gar bald es ausgegeben, angriffswiese vorzugehen; Häschen aber nicht. — Wo der alte Hund sich auch verhalten mochte, Häschen hatte eine feste Nase; Häschen sah ihn doch. Allerdings nur in der liebevollen Absicht, den Grämlichen zu zerstreuen, mit ihm zu tändeln, zu spielen, schön zu thun. Allein was nützt die „gute Meinung,“ wenn ihre Aeußerung wehe thut. Nimrod war alt und märrisch, zu tollem Spiel und heiteren Scherzen selten noch aufgelegt.

Mit der Zeit gewann er zwar so viel Selbstüberwindung, um sich die tolen Streiche seines jugendlichen Gesellen Weichen gelassen zu lassen; geulich ließ er sich von ihm necken und lachen, rufen und japsen, jagen und plagen; wenn aber der Unbnd gar nicht aufhören wollte, rief ihm mitunter doch die Geduld. Er fing dann an zu knurren und zu murren, sich zu rütteln und zu schütteln um den Quälgeist los zu werden. Als aber auch das nicht mehr helfen wollte, als der Unbnd sich gar unterland — wenn der Alte sich müde und schläfring in die Sonne legte — auf ihm herumtrummel, als wäre sein ehrlicher Hundebalg ein gezerrtes Kalbsfell; dann sprang er wohl wüthend und zähneknirschend auf, das Gertrud fürchtete, er werde ihr „weißes Engelchen“ zerreißen.

Aber auch das war nur blinder Wurm. Nimrod war zu gut gezogen, — zu fest in der Dressur. Niemand vergaß er sich so weit, den Friedensstörer die Ueberlegenheit seines Gebieters fühlen zu lassen; höchstens warf er ihn mit der Schanze in die Luft, daß er sich überhülte und in irgend einen Winkel taumelte, immer nur um nach kurzem Zaudern, Buzen und Besinnen, das alte Spiel von neuem zu beginnen.

Vorn abgewiesen, begann er hinterwärts seine Streiche; recht's hinausgeworren stieg er links wieder auf. — Meistigert schien der Bieltgelege in sein Schicksal sich endlich zu ergeben. — Ich allein besaß ein volles Verständniß für die beiden des alten, treuen Thieres; — war er doch mein Nimrod. — Ich bereitete ihm ein Lager auf dem Boden, von einer halbpreisförmigen Lehm geschügten Gartenstufe, zu dem ich ihn, so oft er mir rubebedürftig schien, — mit Aufbietung aller meiner Kräfte, — emporpob. — Vergessen! — Auch dieses Wohl ward nicht respektirt. — Häschen stuzte einen Augenblick, — schäpfe neugierig heran, stellte sich auf die Hinterbeine, rechte und linde sich nach Möglichkeit; — da es ihm aber nicht gelang, mit der Nase auch nur ein Härchen seines Freundes zu erreichen, duckte er nieder, sprang und buschte —

* Unter dem Pseudonym B. Nothmann veröffentlicht eine hervorragende Persönlichkeit, die als Schriftsteller ersten Ranges längst anerkannt ist, in der vortheilhaftigen Zeitschrift: „Rom und Paris“ u. s. w. herausgegeben von H. S. P. u. s. w., redirt von dem gelehrten Schriftführer in Stuttgart einer Roman: „Jakob Baumgarten“ der zu dem besten gehört, was der deutsche Roman in den letzten Jahren gegeben wurde. Mit der Veröffentlichung dieses Romans bezieht die vortheilhaftige Zeitschrift ihren ersten Ruhm unter den illustrierten Monatschriften, denn sie auch durch den sonstigen Inhalt und die Ausstattung ihrer zwei letzten Hefte rechtsernt. In der vortheilhaftigen Zeitschrift bringen die neben der Fortsetzung des Romans v. d. Elbes: „Ein Sohn“, eine höchst anziehende geschriebene Novelle des bekannten Bret. Dorte, unter dem Titel: „Eine Ballblüthe“, ferner eine Erzählung: „Heimgangen“ von M. Berger, und „Der Sohn der Marthe“ und „Die Heye“, letztere beide von Rich. Köp. Neben einem zweiten Artikel von Rich. Köp. über „Jahre und Wandlungen“ sind besonders an der Reihe des bekannten Kunststifters Ernst Richter über seinen Besuch bei Goethe zu erwähnen, ein mittheilungswürdiges Bog's über die „Deutsche Reichsbank“ und die „Maritime Rundschau“ aus der Feder eines unserer ersten Seeschiffere. Reize Kulisch erhebt nach langem Schweigen auch wieder seine Stimme und erzählt dem „Lehrer“n „Wahlman" seine luthigen Schmirren. In vorzüglich illustrierten Hefchen enthalten die beiden Hefte: Baron von Nobert's, Ein Stück Normandie — Vertha Kattiger,

Londoner Straßenjungen — Emil Nagel, Erlebnisse in Afrika — Karl Müller, die Fischschauantall Hünningen — Fern. J. Klein, Tromben und Tornados — Franz Richter, die Jagd mit Falken — G. von Seid, Barmg, Kornevalstage in Plotsan. Mit diebesten Beiträgen sind vertreten Hermann Kling, Martin Gersch, S. Scheller und Fritz Schöna. Die schönen Kunstblätter und der wie immer reichhaltige und interessante „Sammler“ entsprechen dem glänzend zusammengestellten Sammelbilde der beiden Hefte. Wir können „Rom und Paris“ nur immer wieder aus neue neuen Lesern empfehlen.

Die Wästen jedes Deutschen in Krieg und Frieden. Das neue Werkchen „Mit einem Auszug aus der deutschen Verfassung, der Landbesitzordnung, dem Gesetz, betreffend die Unterbringung von Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften und einer tabellarischen Darstellung der Dienstpflicht nach dem Lebensalter. Für den praktischen Gebrauch dargestellt von dem Verfasser, Carl v. Felder, v. J. H. Nagel. 60 Bl.“ Das neue Werkchen, welches von dem Deutschen Reichstage nach eingehender Beratung einstimmig angenommen wurde, stellt an jeden Deutschen erhöhte Pflichten und jedes Ausgabe ist es, sich mit denselben genau bekannt zu machen. In obiger Broschüre, deren schnelles Erscheinen wir mit Freuden begrüßen, ist eine eingehende Darstellung der Pflichten jedes Deutschen in Krieg und Frieden enthalten. Den praktischen Gebrauch des handlichen Büchleins, das

